

Julia Morgenthaler

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Ghana

vom 30. Juni bis 28. September 1999

**„Give me your money“ -
Ghanas sozioökonomische Probleme
16 Jahre nach der Strukturanpassung**

Von Julia Morgenthaler

Ghana vom 30. Juni bis 28. September 1999,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Zur Person

Der alltägliche Kampf um Geld

Das „wirtschaftliche Gesundheitsprogramm“

Aufschwung?

Privatisierung

Perspektive eines Taxifahrers

Soziale Sicherheit?

Bildung und das System der erweiterten Familie

Landwirtschaft

Bergbau

Holz

Strom und Wasser

Von Zukunftsträumen und der Realität

Zur Person

Julia Morgenthaler, geboren am 04. September 1973 in Hagen, studierte Publizistik und Kommunikationswissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum und an der Kansas State University. Seit 1993 freie Mitarbeit bei der Westfalenpost. Diverse Praktika beim ZDF und bei verschiedenen TV-Produktionsfirmen. Stipendien für Programme in den USA und in Finnland. Nach dem Studium mit der Heinz-Kühn-Stiftung in Ghana.

Der alltägliche Kampf um Geld

Der Platz umfasst ungefähr zehn Hektar – das entspricht ziemlich genau der Größe von vierzehn Fußballfeldern. Er eröffnet mir das wohl farbenprächtigste Durcheinander, das ich je gesehen habe: Hühnerfüße, überdimensionale Schnecken, Schrauben, Unterwäsche, Seife, Uhren – und in dem Tumult befindet sich doch jedes einzelne Teil an seinem gewohnten Standort. Lebensmittel hier, Werkzeuge dort, Elektrogeräte an der nächsten Ecke. Zwischendrin wimmelt es von Menschen, die hektisch ihren Verkaufsgeschäften nachgehen. Der „Central Market“ in Kumasi sprengt jegliche Vorstellung von dem, was ein Markt bedeuten kann – an Fläche, an Angebot, an Leben. Ein Fortkommen scheint beinahe aussichtslos – Stehenbleiben, um sich Orientierung zu verschaffen, erst recht. Unendlich langsam schiebe ich mich mit dem Strom der Menschenmasse durch die schmalen Gänge. Ein süßer, schwerer Geruch liegt in der Luft; es ist sehr schwül. Als ich versuche, mich in dem Getümmel zurechtzufinden, mache ich Bekanntschaft mit der offenen und herzlichen Mentalität der Ghanaer. Die Leute zeichnen sich durch eine Hilfsbereitschaft aus, die mir in diesem Ausmaß zuvor noch nicht begegnet ist. Viele lächeln, winken und grüßen. Bei genauerem Hinsehen fallen jedoch auch tiefe Sorgenfalten auf den ansonsten so fröhlichen Gesichtern auf. Trotz ihrer freundlichen Art können die eifrigen Händler ihre bedrückte Stimmung nicht verbergen. Verzweifelt versuchen sie ihre Waren loszuwerden. Dabei feilschen sie um jeden Pfennig, um das lebenswichtige Kleingeld für die nächsten Tage mit nach Hause zu bringen. „I make a special price for you. Buy something from me. Give me your money“, sind wohl die Standardsätze, mit denen sie versuchen, dem Käufer so viel Bares wie möglich aus der Tasche zu ziehen.

Ada-Foah verkörpert das genaue Gegenteil von dem unruhigen Bild, das der Zentralmarkt in Kumasi bietet. Das kleine Dorf am Fuße der Voltamündung zieht seine Besucher in erster Linie während der Wochenenden an. Werktags ist es eher ruhig. An jenem Montag morgen, als ich mich im Dorf umschaue, ist weit und

breit kaum ein Mensch zu sehen. Nur hin und wieder begegnen mir ein paar Frauen, die kilometerweit schwere Töpfe oder Säcke auf ihren Köpfen schleppen. Plötzlich taucht eine Schar Kinder auf, die mir mit ausgestreckten Armen hinterherlaufen. Dabei rufen sie mir mit einer bewundernswerten Ausdauer immer wieder denselben Spruch zu: „Hello, hello, give me money. Give me your money“. Offensichtlich die einzigen Worte, die sie auf Englisch beherrschen.

Morgens gegen 7:30 Uhr stehen die Autos auf Accras Straßen Stoßstange an Stoßstange. Durch die heruntergekurbelten Scheiben dringen die Abgase ohne Umwege zu mir ins Taxi herein. Für zahllose Körperbehinderte und fliegende Händler, unter ihnen etliche Kinder, bedeutet der dichte, sich nur millimeterweise vorwärtsbewegende Verkehr die Haupteinnahmequelle des Tages. Unter der grauen Emissionswolke zwängen sie sich zwischen den Autos hindurch, laufen von Fenster zu Fenster und bieten von der Orange über Turnschuhe bis hin zum Toilettenpapier ihre Ware feil oder betteln einfach um ein paar Cedis. Ohne das Wort auszusprechen, machen sie mir unmissverständlich klar, was sie wollen: „Money“.

Das „wirtschaftliche Gesundungsprogramm“

Die „kleinen Leute“ auf Ghanas Straßen scheuen keine Mühen, um die nötigen Pfennige zusammenzukratzen, die sie brauchen, um sich über Wasser zu halten. Die Politiker sind in dieser Hinsicht nicht viel anders: Die Regierung, allen voran Präsident Rawlings, verbiegt sich so weit es eben geht, um von den internationalen Geldgebern im Norden/Westen finanzielle Streicheleinheiten zu erhalten. Seit mittlerweile 16 Jahren hängt das Land am Tropf der Bretton Woods-Geschwister in Washington: Im Jahr 1983 führten der Internationale Währungsfond (IWF) und die Weltbank ein „wirtschaftliches Gesundungsprogramm“ (Economic Recovery Programme) ein.

Als Ghana 1957 als erste der britischen Kronkolonien unabhängig wurde, verfügte es als der „Black Star“ Afrikas über eine vergleichsweise gute Sozialstruktur. Politische und wirtschaftliche Fehlentwicklungen führten jedoch in den 60er Jahren zu einem wirtschaftlichen Niedergang, der sich unaufhaltsam fortsetzte und zu Beginn der 80er Jahre seinen Tiefpunkt erreichte. Das Land hatte mit schweren Ölkrisen, einer Jahrhundertdürre, stark fallenden Kakaopreisen (zwischen 1977 und 1982 um 62 Prozent) und einem Rückgang der Exporterlöse zu kämpfen. Hinzu kamen die anhaltende Hochzinspolitik der USA, hohe Inflationsraten, sowie zunehmende Korruption im Land, die für ein explosionsartiges Hochschnellen der Schulden mitverantwortlich waren. Als Nigeria Anfang der 80er Jahre auch noch 1,5 Millionen Ghanaer auswies, fehlten Ghana selbst die elementarsten Grundbedürfnisse

wie Elektrizität, sauberes Wasser und freier Bildungszugang. In dieser Krisensituation verhiessen die großzügigen Kredite des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank die letzte Rettung.

Allerdings gingen die Finanzexperten aus Washington nur unter einer Bedingung auf das Ansuchen der ghanaischen Regierung um Hilfe ein: Grundvoraussetzung war das „Economic Recovery Programme“, das sie 1983 zusammen mit der ghanaischen Regierung initiierten. Die Ziele des sogenannten Strukturanpassungsprogramms waren klar definiert: Wiederherstellung der Zahlungsfähigkeit, Sanierung der Staatsfinanzen und ein anhaltendes Wirtschaftswachstum. Die Rechnung war einfach. Die Strukturreform beinhaltet folgende Maßnahmen: Senkung staatlicher Ausgaben und Subventionen (die Kürzungen betrafen in erster Linie den Sozialbereich), Abwertung und Freigabe des Wechselkurses, Steigerung der Exportwirtschaft, Liberalisierung des Handels, Privatisierung der Staatsbetriebe und Zahlungsaufschub für die Schulden.

Die Prognosen der Kreditgeber waren eindeutig: Setzt das Strukturanpassungsprogramm um und es wird dem Land bald besser gehen. Seit mittlerweile 16 Jahren führt die Regierung jeden ökonomischen Schritt, jeden fiskalischen Zug auf Anweisung des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank aus. Wegen der strikten Umsetzung der Vorgaben aus Washington wurde Ghana sogar als „Musterschüler“ bezeichnet.

Die Weltbankexperten sind sich einig, dass durch die von ihnen installierten Programme gesundheitliche Probleme eingeschränkt wurden und Nahrungsmittel, Wasserversorgung und sanitäre Dienste auch den ärmsten der Bevölkerung zugute kamen. Das Pro-Kopf-Einkommen stieg von 1985 bis 1994 jährlich real um 1,4 Prozent und lag 1998 bei rund 450 US Dollar. 1999 betrug das Mindesteinkommen 2,10 DM pro Tag. Außerdem hat Ghana, auf Geheiß des IWF, Ende 1998 im zweiten Versuch endlich die Mehrwertsteuer (Value Added Tax, VAT) eingeführt. Damit werden langfristig – im Vergleich zu den früheren „Sales Tax“ und „Services Tax“ – deutlich steigende Steuereinnahmen erwartet. Kurzfristig wurden diese Hoffnungen jedoch enttäuscht: In den ersten drei Monaten des Jahres 1999 beliefen sich die VAT-Einnahmen lediglich auf 16 Prozent, der für das gesamte Jahr veranschlagten 2,158 Milliarden US Dollar. Obwohl der bis 1991 anhaltende kurzfristige Aufschwung der Wirtschaft in den vergangenen Jahren insgesamt stagnierte, dürften die internationalen Geldgeber für das Jahr 1999 mit der makro-ökonomischen Entwicklung ihres westafrikanischen Zöglings noch weitgehend einverstanden sein: Die verfügbaren Statistiken der jüngsten Vergangenheit zeigen das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts um 4,6 Prozent, die minimale Abwertung des Cedi und die Inflationsrate von 9,4 Prozent Ende Mai 1999, die innerhalb von zwölf Monaten um 13 Prozent gesunken war.

Aufschwung?

Ghana gilt also als das Musterland der Politik des Internationalen Währungsfonds. Es mag dahingestellt bleiben, wie es Togos westlichem Nachbarn ohne die tatkräftige Unterstützung der internationalen Kreditgeber ergangen wäre. Dennoch werden die Erfolge der Strukturanpassung offensichtlich nicht an der Qualität des Gesundheitssystems, des Ausbildungswesens und der Lebenssituation der Menschen gemessen, sondern daran, inwieweit der Staat seine Schulden zurückbezahlt.

Was hinter den makroökonomischen Konzepten meist verborgen bleibt, sind die realen Lebensbedingungen der Menschen. Hinter jedem Strukturanpassungsprogramm steht die Erwartung, dass bei anhaltendem Wirtschaftswachstum irgendwann einmal die gesamte Bevölkerung profitieren wird. Doch selbst bei einem zur Zeit nicht erreichten Wirtschaftswachstum von fünf Prozent jährlich hätte – laut Weltbankprognose – die ghanaische Bevölkerung frühestens in 50 Jahren eine Chance, die absolute Armutsgrenze zu überwinden.

1995 lebten 43 Prozent der ländlichen und 27 Prozent der städtischen Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze. 15 Prozent sahen sich nicht einmal in der Lage, ihre Grundbedürfnisse zu befriedigen. Besonders in den ländlichen Savannengebieten (Upper East, Upper West, Northern Region) ist die Armut überproportional stark ausgeprägt.

Das Wirtschaftswachstum ist also bei weitem nicht robust genug, um sich der hohen Armut im Land entgegenzustellen und den Lebensstandard des Großteils der Ghanaer zu verbessern. Sogar die moderate Erholung der vergangenen Jahre ist durch exogene Faktoren wie Dürren und Überflutungen bedroht, die durch El Nino verursacht werden. Auch die fallenden Warenpreise – als ein Resultat der schwachen globalen Nachfrage, die mit der Asienkrise in Verbindung gebracht wird – stellen einen Unsicherheitsfaktor dar.

Zwar ist das Bruttoinlandsprodukt gewachsen, 16 Jahre Strukturanpassung haben sich jedoch noch nicht auf den Geldbeutel des Durchschnittsghanaers ausgewirkt. Im Gegenteil: In fast allen Bereichen ist es zu einer Verschlechterung der sozialen Leistungen gekommen. Das Strukturanpassungsprogramm führte zunächst zu einer astronomischen Teuerungsrate von rund 20 Prozent jährlich. Außerdem stieg die Arbeitslosenquote drastisch an; derzeit liegt sie bei über 20 Prozent. 80 bis 90 Prozent der jungen Ghanaer finden keine feste Anstellung. Und Arbeitslosengeld gibt es in Ghana natürlich nicht. Viele Jugendliche enden deshalb in der Kriminalität oder Drogenabhängigkeit. Auch Mangel- und Fehlernährung nahmen mit der Strukturanpassung zu. In Zahlen: 1988 waren 8 Prozent der Kinder akut unterernährt, bis 1992 wuchs diese Zahl um die Hälfte auf 12 Prozent an.

Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung kam 1996 zu dem Schluss, dass immer noch zahlreiche sozio-ökonomische Probleme in der Entwicklung des Landes bestehen: Die ghanaische Volkswirtschaft wird auch weiterhin durch unzureichende infrastrukturelle Ausstattung im Bereich des Transportsystems, der Telekommunikation, der Energieversorgung, der Wasserversorgung; durch geringe Produktivität der Landwirtschaft; durch unzureichende Qualifikation bei vielen Beschäftigten, sowie durch die zu geringe Ausstattung sozialer Dienstleistungen (städtische und ländliche Wasserversorgung, Bildung, Gesundheit, Abfallentsorgung der wachsenden Städte) bestimmt.

Privatisierung

Eines der Hauptanliegen der Strukturreform ist die Sanierung des öffentlichen Sektors, genauer gesagt die Privatisierung sogenannter unproduktiver Staatsbetriebe. Aus volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten klingt das durchaus plausibel. Zahlreiche Tätigkeiten im öffentlichen Bereich sollen abgeschafft und die Arbeitnehmer im privaten Sektor wiederbeschäftigt werden. Da in den Augen von IWF und Weltbank so ziemlich jeder Staatsbetrieb unproduktiv ist, bedeutet dies fast ausnahmslose Privatisierung. Tatsächlich hat die Regierung bereits etliche staatseigene Unternehmen dichtgemacht, ohne Rücksicht auf die Arbeitnehmer. Zwar sind auch „freie Wirtschaftszonen“ geschaffen worden, um Privatinvestitionen zu fördern. Dennoch hat die Sache einen Haken: Die ausländischen Investoren bleiben dem Land fern und die Privatisierung verläuft nur äußerst schleppend. Bis 1990 wurden erst 34 von 235 Unternehmen privatisiert. Traurige Statistiken beweisen, dass zwischen 1985 und 1990 über 89 Prozent der 235.000 Jobs verloren gingen. Da es kein soziales Netz gibt, das über eine Sozialversicherung funktioniert, haben die Entlassenen keine Einnahmen mehr. Als Konsequenz der Restrukturierungsaktion können die Bretton Woods-Strategen also wachsende Arbeitslosigkeit mit einem jährlich größer werdenden Verlust an sozialer und ökonomischer Sicherheit verbuchen.

Auch Nyako ist von den Privatisierungsmaßnahmen nicht verschont geblieben. Er dürfte ungefähr 60 Jahre alt sein. Seit 1996 verdient er sein Geld als Taxifahrer am Industriestandort Tema. Früher hat er 20 Jahre in Ghanas größtem Hafen in Tema gearbeitet. Schon in den 60er Jahren hat er angefangen in der staatlichen Werft Boote zu bauen, hat sich mühsam bis zum Manager hinaufgearbeitet. Zwischendurch war er in Finnland, Dublin und Nigeria stationiert. „Ich habe weit über 100 Schiffe angefertigt. Für ein Boot brauchte ich 15 bis 18 Monate“, berichtet Nyako mit leuchtenden Augen. Im Jahre 1989 hat die Regierung jedoch beschlossen, diesen Industriezweig stillzulegen und zu privatisieren. Als

Folge wurden 250 Mitarbeiter entlassen. Darunter auch Nyako. Nyako ist verzweifelt und enttäuscht. Er versteht die Welt nicht mehr, die Politiker erst recht nicht: „Nicht nur die Werft, sondern auch etliche andere staatliche Industriezweige sind von der Regierung nach und nach geschlossen worden. Das ist einfach von ein paar Politikern bestimmt worden und nun müssen zahlreiche Arbeitnehmer darunter leiden“. In Temas Hafen, dem größten an der westafrikanischen Küste, schaukeln unzählige internationale und heimische Ozeanriesen im Takt der Wellen. Heute wird dort kein einziges Boot mehr von ghanaischen Unternehmern angefertigt. In der Werft werden lediglich noch einige reparaturfähige Kähne von ghanaischer Hand geflickt. Den Schiffsbau haben jetzt ausländische Firmen übernommen. Und die können Nyako nicht gebrauchen.

Perspektive eines Taxifahrers

Von den Versprechen der Washingtoner Wirtschaftsexperten hat Francis „schon mal was gehört“ – gemerkt hat er vom Aufschwung allerdings noch nicht besonders viel. Francis ist Taxifahrer in Accra. Für umgerechnet 3,50 DM fährt er mich eine gute Stunde durch die ghanaische Hauptstadt, bis zum Büro des Daily Graphic, der größten Tageszeitung im Land. Gut 20 DM muss er pro Tag an den Taxiunternehmer abliefern. Hinzu kommen kleinere Reparaturen und Benzin aus eigener Tasche. Die Einnahmen, die 20 DM täglich überschreiten, darf er behalten. Außerdem erhält er etwa 62 DM monatliches Einkommen. Das ist nicht viel, wenn man bedenkt, dass seine Unterkunft – ohne Strom und Wasser – allein etwa 15 DM im Monat kostet. Hinzu kommt, dass die Miete in Ghana in der Regel zwei bis drei Jahre – teilweise sogar fünf Jahre – im voraus gezahlt werden muss. Francis weiß nicht, wie er das schaffen soll. Er ist 40 Jahre alt, hat eine 30jährige Frau und zwei Kinder im Alter von sieben und zehn Jahren. Seine Frau erwartet in drei Monaten das dritte Baby. An Schulgeld muss Francis 100 Mark pro Term, also alle drei Monate, zahlen. „Der Arbeitsmarkt in Ghana ist wirklich schlecht. Die Lebenssituation ist verheerend“, macht Francis seinen Sorgen Luft. Die Strecke, die er fährt um den schlimmsten Verkehr zu umgehen und so schnell wie möglich wieder für den nächsten Fahrgast frei zu sein, offenbart die Armut des Landes auf einen Blick. Der unasphaltierte, schlammige Weg steht zur Hälfte unter Wasser. Geschickt versucht Francis die Schlaglöcher zu umschiffen. Überall liegt Müll herum, darunter auch Plastiktüten mit Kot der Bewohner aus den umliegenden Häusern. Bei einer besonders großen Unebenheit schlägt die Karosserie des Wagens hart auf den Boden. An Francis beklommenem Gesichtsausdruck kann ich seine Gedanken ablesen: „Hoffentlich ist nichts kaputt gegangen, sonst muss der Wagen teuer repariert werden“. Die Fahrt

ist mühsam, das klapprige Taxi mit der zersplitterten Windschutzscheibe quält sich nur langsam voran. Die Gelegenheit nutzen ein paar Straßenarbeiter, um durch das Autofenster um Geld zu betteln. Francis setzt den Wagen zurück, um einen zweiten Anschwung für ein besonders tiefes Schlammloch zu nehmen. Geschafft.

Gerade als wir endlich wieder eine asphaltierte Straße unter den Rädern haben, werde ich Zeuge eines Frontalunfalls: Einer der zahlreichen Kleinbusse, die Ghanas Verkehrswege unter dem Namen „Trotro“ unsicher machen, fährt mit voller Geschwindigkeit gegen einen Strommasten. Der schwere Pfosten stürzt um, schlägt der Länge nach auf den vollbesetzten Wagen. Die Insassen zwingen sich panikartig aus Türen und Fenstern – verletzt ist glücklicherweise niemand. Die Passagiere sind mit dem Schrecken davon gekommen, hatten Glück im Unglück. Nicht selten füllen derartige Unfälle die Titelseiten der großen Tageszeitungen. Regelmäßig wird dabei von Verletzten oder Toten gesprochen. Die ausrangierten Klapperkisten, die meist mit japanischem Markenzeichen durch die Gegend fahren und fachmännisch bepackt Platz für 18 Personen bieten, sind mindestens in demselben miserablen Zustand wie die meisten ghanaischen Straßen. Francis fährt kopfschüttelnd weiter. „Ich würde so gerne einmal sehen, wie die Straßen in Deutschland aussehen“, wünscht sich der freundliche Taxifahrer. „Aber das werde ich in meinem Leben wohl nie schaffen. Deshalb bete ich dafür, dass es einem meiner Kinder eines Tages gelingen wird nach Deutschland zu fahren. Ich habe gehört, dort bekommen sogar die Arbeitslosen Geld...?“

Soziale Sicherheit?

Nana ist Häuptling in Aseseeso. In dieser Rolle ist er unter anderem dafür verantwortlich, Konflikte zwischen Dorfbewohnern zu schlichten und ihnen bei anderen Schwierigkeiten aus der Patsche zu helfen. Das ist jedoch „nur“ sein Wochenendjob. Unter der Woche leitet Nana ein Straßenbauunternehmen. Nicht ohne Stolz berichtet er, dass die neue Straße im Norden zwischen Bolgatanga und Tamale unter anderem seiner Initiative zu verdanken ist. Früher hat der Stammesführer viele Jahre in London studiert. Aseseeso, das kleine Dorf in dem er regiert, liegt in den Bergen der Region Greater Accra, etwa anderthalb Autostunden von Accra entfernt. Rund 400 Einwohner haben hier ihr Zuhause. Als ich Nana in seiner Hütte aufsuche, um mich ordnungsgemäß als neuer Gast vorzustellen, machen mich ein paar Kinder darauf aufmerksam, dass ich an der Eingangstür die Schuhe abstreifen soll. Das ist ungeschriebenes Gesetz. Genauso wie das lange Beinkleid – und bloß nicht die Beine überkreuzen wenn der Häuptling zugegen ist. Ich versuche, all diese Regeln zu beherzigen, bevor ich Nana traditionsgemäß die Flasche Schnaps über-

reiche, die ich im Gepäck habe und die schnell ihren Weg unter den Tisch findet – zu den drei übrigen Flaschen mit demselben Etikett. Im Raum sitzen noch weitere Dorfbewohner, teilweise Mitglieder der Königsfamilie. Als ich den Häuptling zu den Statistiken von Internationalem Währungsfond und Weltbank befrage, wird der ansonsten sehr geduldig und verständnisvoll wirkende Mann beinahe ärgerlich. Von diesen Zahlen hält er nicht viel. Ich solle mich bloß nicht davon blenden lassen. Diese Statistiken seien sowieso verdreht und würden die reale Situation des Landes in keiner Weise widerspiegeln. „Viele Menschen im Dorf wissen nicht, wovon sie leben sollen, merken nichts vom Aufschwung“, erzählt Nana. In diesem Moment unterbricht ein Klopfen an der Tür das Gespräch. Wie zur Bestätigung seiner Worte betritt eine alte Frau den Raum und bittet den Häuptling um Geld für etwas Brot. Die 83-jährige ist hungrig, sie hat den ganzen Tag noch nichts gegessen. Nana zückt sein Portemonnaie und gibt ihr 3,50 Mark – das reicht für die nächsten Tage, um satt zu werden. Der Gang zum Häuptling ist für die abgemagerte Frau die einzige Möglichkeit an ein paar Mark für Lebensmittel zu kommen. Ein soziales Netz kann sich Ghana nicht leisten – trotz Strukturanpassung. Oder gerade deswegen?

Auch wer krank wird und behandelt werden muss hat meist schlechte Karten. Auffallend oft begegnen mir in Ghana Menschen mit nur einem Auge, fehlenden Fingern oder missgebildeten Beinen. Bei vielen dieser Krankheiten hätten bei rechtzeitiger Behandlung gute Heilungschancen bestanden. Aber Medikamente, Krankenhausaufenthalte oder gar eine Operation sind für viel zu viele Menschen schlichtweg unbezahlbar. Oft stellt schon die Entfernung zur medizinischen Versorgung ein schwieriges Problem dar. Sowohl Ärzte als auch die gesundheitliche Infrastruktur sind städteorientiert. Nur 50 Prozent der auf dem Land lebenden Einwohner haben Zugang zu medizinischer Versorgung und nur drei Prozent der ländlichen Haushalte leben in Kommunen, in denen ein Arzt zugegen ist. Deshalb hat Nana auch in Krankheitsfällen schon mehr als einmal mit den sauer verdienten Scheinchen aus seiner eigenen Tasche ausgeholfen.

In Aseseeso verdienen sich die meisten Familien ihren Lebensunterhalt mit der Landwirtschaft, aber die Ernte reicht gerade mal für vier Monate des Jahres. Sie bringt nicht das nötige Geld für Schule, Kleidung, Fahrgeld und andere Dinge des täglichen Lebens. Selbst Hacken, Buschmesser und Saatgut werden immer teurer. Einige Menschen gehen barfuß aufs Feld, weil sie sich nicht einmal für 1,50 DM ein Paar Schlappen leisten können.

Immerhin sind die Häuser in Aseseeso aus Stein, das ist verglichen mit den Lehmhütten, die es besonders im Norden des Landes noch häufig gibt, schon recht komfortabel. Wie sieht so ein schlichtes Steinhaus wohl von innen aus? Die meisten Gemäuer sind leer, es gibt so gut wie keine Einrichtungs-

gegenstände darin. Oft liegen nur eine dünne Schlafmatte und ein paar Kleidungsstücke auf dem Boden. Unvorstellbar, dass diese winzige Schaumstoffmatte häufig sechs oder sieben Kindern einen Schlafplatz bietet.

Bildung und das System der erweiterten Familie

Im Zuge der Strukturanpassung muss die Rawlings-Regierung einen harten Sparkurs fahren. Sparkurs bedeutete in erster Linie, die Ausgaben für den Bildungs- und Sozialbereich zurückzufahren. Für die Menschen in Ghana ist deshalb die „extended family“ die einzige soziale Sicherheit. Bei diesem System werden die besserverdienenden Familienmitglieder zur Kasse gebeten, wenn ihre Angehörigen sich nicht selber versorgen können. Die Familie dient als Institution, die den einzelnen Familienmitgliedern zu jeder Zeit sozialen Schutz gewährleistet. Traditionsgemäß nehmen insbesondere alte und kranke, oder von sozialer Isolierung betroffene Verwandte diese Hilfe in Anspruch.

Von dem System der erweiterten Familie kann auch Comfort ein Liedchen singen, die natürlich zu allererst für ihre eigenen Kinder sorgen muss. Für ihre drei schulpflichtigen Nachkommen muss die Grundschullehrerin aus Bolgatanga pro Quartal 850 DM Schulgeld berappen. Bildung wird immer teurer, Schulbücher und -hefte sind schierer Luxus. Das zeigen die rückläufigen Einschulungsraten und die Alphabetisierungsrate von 47,9 Prozent im Jahre 1997 nur allzu deutlich. Mittlerweile gibt es mehr Analphabeten als vor 20 bis 40 Jahren. Gründe dafür sind das hohe Schulgeld und der Bedarf an Kinderarbeit zur Sicherung des Einkommens. Viele Familien, insbesondere auf den Dörfern, schicken ihre Kinder nicht in die Schule, weil das einfach zu teuer ist. 30 Prozent der Kinder in Ghana besuchen nicht einmal eine Grundschule, ein Großteil davon sind Mädchen. Mit steigender Schulbildung nimmt die Anzahl der Jugendlichen, die eine Schule besuchen, ab. Der Nachwuchs soll lieber im Haus helfen. Insbesondere die Mädchen sind wertvoll. Sie sollen möglichst früh verheiratet werden, denn bei der Hochzeit muss die Familie des Bräutigams der Familie der Braut Rinder, Ziegen, Hühner oder andere Naturalien schenken – das verlangt die Tradition. Die Anzahl und Art der Präsente variieren je nach Ansehen und Rang der Familie. „Meine Nichte ist mit ihren gerade 15 Jahren schon seit über zwölf Monaten verheiratet und hat eine Tochter. Sie stellt sicher keine Ausnahme dar“, berichtet meine Freundin Gifty.

Comfort muss, neben ihren eigenen Kindern, auch die Familie ihres Schwagers durchfüttern. Schuld an dieser nicht gerade unerheblichen Belastung ist das System der erweiterten Familie. Für sie bedeutet das, fünf weitere Mäuler zu stopfen und drei weiteren Kindern das beinahe unerschwingliche Schulgeld zu bezahlen – die Familie ihres Schwagers ist nicht gerade klein. Comfort ist über

diese Situation nicht besonders glücklich, dennoch bleibt ihr keine andere Wahl: „Wenn ich es nicht tun würde, würden mich die Leute ächten und denken, ich wäre eine böse Frau“, erklärt sie und beugt sich ihrem Schicksal.

Landwirtschaft

Wenden wir uns ab, von den negativen Einzelschicksalen, und den positiven Dingen zu, die zur Verbesserung in der Wirtschaft beitragen: Dem natürlichen Potential des Landes, das in erster Linie in der Landwirtschaft, dem Bergbau, der Forstwirtschaft, sowie dem Wasserkraftpotential des Voltastausees liegt. Vom Export der wichtigsten traditionellen Güter Kakao, Gold und Holz bleibt das Land bis heute abhängig.

Leider ist auch bei den Devisenbringern nicht alles Gold was glänzt. Zwar gelang es Ghana durch die Strukturanpassungsmaßnahmen das internationale Ansehen zu verbessern, doch es zeigten sich auch bald negative Folgen: Der Staat fuhr ziemlich einspurig auf der Schiene der Exportförderung und schränkte seine Ausgaben für die Landwirtschaft ein. Die Folge war abzusehen: Die landwirtschaftliche Produktion fiel zurück. Ausnahmen bilden lediglich so exportorientierte Produkte wie Kakao und Kaffee.

Das Entwicklungsland Ghana ist nach wie vor agrarisch geprägt. Die Landwirtschaft beschäftigt noch heute mehr als zwei Drittel der arbeitenden Bevölkerung und ist damit der wichtigste Wirtschaftszweig. 1998 steuerte sie mehr als 40 Prozent zum Bruttoinlandsprodukt und rund 50 Prozent zu den Exporterlösen bei.

Bei einer Bustour von der Küstenstadt Accra zur burkinischen Grenze fällt mir auf, dass die Fahrt quer durch das Land nur an sehr wenigen großen Feldern vorbeiführt. Die Erklärung dafür ist einfach: Die ghanaische Landwirtschaft ist überwiegend kleinbäuerlich geprägt. Die meisten Bauern sind Subsistenzbauern, versorgen sich in der Hauptsache selbst und bewirtschaften durchschnittlich nur knapp 7 Hektar Land. Die Farmer produzieren hauptsächlich Grundnahrungsmittel wie Mais, Reis, Hirse, Cassava, Yams, Maniok, Kochbananen, Obst und Gemüse für sich und verkaufen lediglich, was übrig bleibt.

Die wichtigste Pflanze ist und bleibt aber der Kakao. Das braune Genussmittel wird auf der Hälfte der agrarisch genutzten Fläche angebaut und bietet rund einem Viertel der Erwerbsbevölkerung Beschäftigung. Innerhalb weniger Jahrzehnte wurde Ghana zum größten Kakaoproduzenten der Welt. 1936 steuerte das Land 40 Prozent zum Gesamtertrag bei. Mehr als 40 Jahre blieb Ghana Marktführer. Mittlerweile belegt es hinter der Elfenbeinküste den zweiten Rang. Die bittere Kakaobohne in süße Cedis zu verwandeln, bedeutet harte Arbeit für die ganze Familie. Nachdem die reifen Früchte vom

Baum geerntet sind, werden sie im Dorf getrocknet, zur Stadt gefahren und dort in 33-Kilo-Säcke für den Transport abgefüllt.

Schon zu Zeiten der Kolonialisierung versorgte das Land, damals noch unter dem Namen Goldküste, Europa mit Rohstoffen, wie beispielsweise, Kakao für seine Luxusindustrie. Eigens für den Export legten die Bewohner damals etliche Kakao-, Zuckerrohr-, Kaffee-, Tee- und Kautschukplantagen an. Auch heute noch werden die unverarbeiteten Erzeugnisse ins Ausland verkauft, zurück kommen dann die gleichen Produkte – allerdings in Form von Schokolade, Würfelzucker, Instant-Kaffee oder Autoreifen. Natürlich sind die fertig abgepackten Endprodukte viel teuer als die unverarbeiteten Rohstoffe. Dieses Paradoxum ist immer noch die stärkste Bremse für den ghanaischen Fortschritt. Statt die kostspieligen Endprodukte selbst herzustellen, werden die profitablen Bereiche der Wertschöpfungskette dem Ausland überlassen, weil sich keine Investoren finden. Damit bleibt die Wirtschaft von den volatilen Weltmarktpreisen für Agrarprodukte abhängig. 1998 führte Ghana 375.707 Tonnen Kakao zu einem Preis von 628,6 Millionen US Dollar aus – und erzielte damit das beste Ergebnis seit 22 Jahren. Mit 27 Prozent steht der Rohstoff Kakao im Export hinter Gold an zweiter Stelle. Obwohl die Ernte gegenüber den Vorjahren kräftig gewachsen ist, erhöhte sich der Exporterlös nicht. Schuld daran sind die negativen Preisschwankungen auf dem Weltmarkt, die nicht zuletzt auf den scharfen Preisverfall im Zusammenhang mit der Ostasienkrise 1997/98 zurückzuführen sind. Die Kakaopreise fielen in den letzten Jahren tief in den Keller. Von Januar bis Juni 1999 schrumpften sie um 22 Prozent. Als Folge verlor Ghana innerhalb eines Jahres rund 5 Milliarden Cedis Exporteinkünfte – die Einnahmen sanken von 49,9 Milliarden Cedis Anfang 1998 auf 44 Milliarden Cedis Anfang 1999. Die Abhängigkeit von den Bedingungen des sogenannt freien Marktes erlaubt den kleinen Subsistenzbauern keinerlei Bewegungsspielraum. Im Gegenteil: Sie müssen sich brav fügen und hängen wie Marionetten an den Fäden der ganz Großen.

Bergbau

Nach der Landwirtschaft ist der Bergbau der zweitwichtigste Motor für die ghanaische Wirtschaft. In den letzten Jahren schnellten die Wachstumsraten in die Höhe: Ungefähr 30 Prozent der Gesamteinnahmen stammen aus diesem Bereich. Dabei ging 1998 der Löwenanteil von 95,9 Prozent, mit einer Summe von 687,8 Millionen US Dollar, auf das Konto des Devisenbringers Nummer eins: Gold. Die übrigen 4,1 Prozent der Mineralienexporteinkünfte brachten Diamanten, Bauxit und Mangan. Nicht zufällig wurde Ghana bis 1957 Goldküste genannt.

Der Goldbergbau befindet sich ganz überwiegend in den Händen ausländischer Konzerne. Auch die „Ashanti Goldfields Company Limited“ (AGC), eine der reichsten und größten Goldminen der Welt, ging Mitte der 90er Jahre zu 70 Prozent in ausländisches Privateigentum über. Bis 1994 war der ghanaische Staat mit 55 Prozent noch Mehrheitseigner an AGC, von der über 80 Prozent der ghanaischen Gesamteinnahmen stammten. 1995 löste der britische Minenkonzern Lonroh den Staat als Mehrheitseigner ab und übernahm 55 Prozent der Anteile. Die dem Staat verbleibenden 20 Prozent lassen entsprechend weniger Gewinne in die Staatskassen fließen.

Die „Ashanti Goldfields Company Limited“ ist in Obuasi angesiedelt. Seit über hundert Jahren operiert die profitable Einzelgoldmine in diesem Gebiet. Obuasi, 85 Kilometer südwestlich von der Ashanti-Hauptstadt Kumasi gelegen, erhebt den Anspruch, die reichste ghanaische Stadt zu sein. Das sieht man ihr allerdings nicht an. Selbst bei genauem Hinsehen lässt sich weder Luxus noch Reichtum erkennen – abgesehen von den Villen, die meist von Weißen bewohnt werden und sich außerhalb des Stadtzentrums befinden. Der Anblick, der sich dem Besucher im Stadtkern bietet, weist vielmehr auf Notstand und Armut hin. Bei strömendem Regen fallen mir die katastrophalen Verkehrswege besonders auf – die schlechtesten Straßen Ghanas haben ihren Zustand nicht zuletzt den gigantischen Maschinen zu verdanken, die tagtäglich in Richtung Goldmine über sie hinwegrollen. Die überquellenden Abflussrinnen und die heruntergekommenen Häuser im Stadtzentrum tragen das Übrige zu dem desolaten Stadtbild bei.

Schon vor langer Zeit hat die ghanaische Regierung ein Gesetz erlassen, das AGC erlaubt, den Boden nach dem begehrten Edelmetall zu durchforsten. Werden die Goldsucher fündig, bedeutet das Pech für die Familien, die mit ihren Hütten den wertvollen Grund blockieren. Das Unternehmen ist nämlich befugt, die „Störenfriede“ kurzerhand umzuquartieren und für den Verlust ihrer Heimat zu entschädigen. Die Unternehmer der AGC lassen sich deshalb keine Chance entgehen und schreiten tatkräftig voran: In den umliegenden Gebieten von Obuasi hat die „Ashanti Goldfields Company Limited“ bereits weite Teile landwirtschaftlicher Anbaufläche und Wald gekauft. Im Tagebau werden riesige Areale für die Goldgewinnung umgepflügt, ohne Rücksicht auf Einzelschicksale. „Teilweise mussten ganze Dörfer umgesiedelt werden. Aber den Menschen werden attraktive, neue Heime bereitgestellt, von denen die meisten sogar viel besser in Schuss sind als die alten Häuser. Von den Pflanzen, die bei den Ausgrabungen zerstört werden, bewahren wir einige Exemplare auf und pflanzen sie dann später wieder neu“, verspricht Osei, PR-Mitarbeiter bei AGC. Ob die Umsiedler, deren Familienstrukturen durch den Umzug zerrissen werden, wohl ähnlich denken?

Sobald Geld im Spiel ist, werden auch die guten Vorsätze in Sachen Umweltschutz schnell über den Haufen geworfen. Die riesigen Planierraupen versetzen buchstäblich Berge, vernichten landwirtschaftliche Anbauflächen und Waldböden. Große Mengen an Quecksilber, das zur Trennung des Metalls eingesetzt wird, sickern ungehindert ins Grundwasser und gefährden die Lebensgrundlage der umliegenden Dörfer. Die versprochenen Kontrollen fallen aus. Ähnlich verhält sich die Lage im Norden des Landes. Nicht zuletzt der Goldrausch kleiner privater Goldgräber und -wäscher in den Tongo-Bergen, nahe Bolgatanga, hinterlässt tiefgreifende ökologische Schäden: Tausende Ghanaer graben dort tiefe Stollen in den trockenen Lehmböden. Für die Fruchtbarkeit der Landschaft bedeutet dies das „Aus“. Dabei bringt das Goldschürfen nicht selten anstelle der erhofften Nuggets nur Krankheiten, Invalidität und manchmal sogar den frühen Tod.

Hinzu kommt noch ein weiteres Debakel: Genau wie der Kakaopreis kippte auch der Goldpreis in der Zeit von Januar bis Juni 1999 um 12 Prozent auf ein Rekordtief von rund 250 US Dollar pro Feinunze, da das Gold seine Bedeutung als Instrument zur Währungssicherung eingebüßt hat. Die zum Teil bereits durchgeführten oder geplanten Goldverkäufe der Bank of England, der Schweizer Nationalbank und des Internationalen Währungsfonds, gepaart mit dem anhaltenden russischen Goldausverkauf, haben insbesondere Ghana hart getroffen. Mit einem Goldpreis von 250 US Dollar pro Feinunze rentiert sich der Goldabbau bald nicht mehr. Verheerende Folge: Bei einer Produktionssteigerung um 34 Prozent gegenüber dem Vorjahr, verschlechterte sich die Ertragslage des Goldriesen „Ashanti Goldfields Company Limited“ so drastisch, dass der Konzern im Sommer 1999 über 2.000 Mitarbeiter entlassen musste. Kleinere Minen stehen vor der vollständigen Schließung.

Holz

Ghana ist nach wie vor arm. Da Holz die dringend benötigten Devisen bringt, wird es verkauft. Daran wird sich wohl auch in Zukunft nicht viel ändern. Der externe Druck, die Schulden schnell abzahlen zu müssen, setzt das Land unter Zugzwang alle natürlichen Ressourcen anzuzapfen. Auch die Holzindustrie bildet dabei keine Ausnahme. Und das, obwohl traurige Statistiken von Ghanas Forstwirtschaftsdepartement belegen, dass nur noch etwa zwei Millionen Hektar des tropischen Regenwaldes übriggeblieben sind. Das sind etwa 25 Prozent des ursprünglichen Bestandes. Über 70 Prozent der einst 8,22 Millionen Hektar sind mittlerweile abgeholzt und in die Ferne transportiert worden. 1998 brachten die Exporteinnahmen aus der Holzkasse 171 Millionen US Dollar, das sind etwa 11 Prozent vom gesamten Exportumsatz.

Insbesondere in den Regionen Brong-Ahafo, Westghana und Ashanti sind die großen Holzfirmen ansässig. Dort begegnen mir immer wieder die schweren Sattelschlepper, die drei gewaltige Baumstämme bis zu den Sägewerken hinter sich herziehen, um sie dort für den Export zu präparieren.

Hauptabnehmer der teuren Edelhölzer ist die Bundesrepublik Deutschland. Vielleicht um das schlechte Gewissen dafür zu beruhigen, dass die deutsche Industrienation an dem immer magerer werdenden Bestand der beeindruckenden Urwaldriesen eine nicht unerhebliche Teilschuld trägt, werden eifrig Entwicklungshelfer nach Ghana geschickt, die den tropischen Regenwald wieder aufforsten sollen.

Einer, der von den reichen Holzressourcen des Landes und der Liberalisierung des Handels als Folge des Strukturanpassungsprogramms offensichtlich profitiert, ist Gobby. Der Liberianer ist Direktor der Holzfirma „Prima Woods Limited“. Jährlich verarbeitet seine Firma etwa 2000 Bäume von 40 verschiedenen Holzarten aus dem ganzen Land. Und das seit mittlerweile rund 40 Jahren. In dieser Zeit ist die Firma auf 500 Mitarbeiter angewachsen. „In der Holzindustrie in Ghana sind rund 60 000 Menschen beschäftigt, aber ca. 2-3 Millionen weitere Arbeitsplätze sind indirekt damit verbunden“, berichtet der Holzunternehmer. „Außerdem werden mit dem Abtransport der Bäume aus den Wäldern auch Lebensmittel in die kleinen Dörfer außerhalb transportiert. So haben auch die Menschen in den abgelegenen Waldsiedlungen etwas davon.“

Aufgrund des Umweltschutzes darf der Liberianer heute allerdings verschiedene Holzarten nicht mehr exportieren. Genauso ist es verboten, unverarbeitetes Rohholz zu verschiffen. Darüber hinaus wurden bestimmte Forstgebiete zu Schutzgebieten erklärt. Diese Vorschriften werden jedoch augenscheinlich nicht allzu ernst genommen. Trotz dieser Maßnahmen hat der Raubbau am Regenwald dazu geführt, dass bei Fortführung der Rekordeinschlagquoten von 1993/94, laut einer Prognose des Ministeriums für Land- und Forstwirtschaft, die Mehrheit der Tropenhölzer in zehn Jahren unwiederbringlich verschwunden sein wird.

Unter der „wirtschaftlichen Gesundung“ müssen also sowohl das Ökosystem, als auch die Bevölkerung leiden. Die Regierung zahlt einen hohen Preis für die finanziellen Zuschüsse des IWF: Die Entwicklung der Infrastruktur muss hinter den Bedürfnissen des Weltmarktes – z.B. Straßenbau für die Vermarktung von Tropenholz – zurückstehen. Die Befriedigung von Grundbedürfnissen der Menschen ist allenfalls ein Nebeneffekt.

Strom und Wasser

Adwoa arbeitet in einem Kommunikationszentrum in Accra. Sie stammt aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Keta, an der Küste der Volta-Region.

Jeden Monat schickt sie ihrer Mutter 20 Mark. Mit dem Geld kommt die alte Frau über die Runden, bis sie von ihrer Tochter die nächste Rate erhält. „Die Leute in meinem Dorf brauchen nicht viel zu kaufen, sie pflanzen die meisten Dinge, die sie zum Leben brauchen, selbst an“, erklärt Adwoa nüchtern. Wasser holen die Menschen nicht selten aus dem Fluss. Zwar existiert eine Wasserstelle, das bedeutet aber noch lange nicht, dass es auch immer Wasser gibt. Deshalb müssen die Dorfbewohner oft etliche Kilometer bis zum nächsten Fluss zurücklegen. Meist sind es Frauen, die sich lange vor Einbruch der Dämmerung auf den Weg machen, um das lebensnotwendige Nass zu holen und es eimerweise auf dem Kopf zu ihren Hütten zurückzutragen. Jeden Tag dasselbe Spiel. Der Frage, ob das Wasser sauber genug sei, weicht Adwoa aus. „Die Menschen sind es gewohnt es zu trinken“. Bisher ist der Zugang zu „sicherem“ Wasser nur 35 Prozent der ländlichen Bevölkerung vorbehalten. Nicht nur sauberes Trinkwasser ist Mangelware, auch Elektrizität ist für viele Ghanaer schierer Luxus. Häufig dienen Kerosinlampen als Lichtquellen. Obwohl, dank der Kredite von IWF und Weltbank, mittlerweile auch viele kleinere Dörfer mit sogenannten „Basis lines“ verbunden sind – die dafür notwendige Technologie stellten übrigens europäische Firmen, das Geld floss also gleich wieder in die Geberländer zurück – nutzen viele Menschen das Angebot aus finanziellen Gründen nicht. Und viele, die es sich leisten können, müssen dennoch in die Röhre gucken, weil ihnen Stromausfälle regelmäßig einen Strich durch die Rechnung machen.

Dabei sollte der Volta-Damm gerade bei diesem Problem Abhilfe schaffen. Der Staudamm in Akosombo ist das bei weitem teuerste Industrieprojekt, das Ghana jemals auf die Beine gestellt hat. Kostenpunkt: 1,8 Milliarden Mark. Außerdem mussten etwa 100 000 Menschen aus 670 Dörfern ein neues zu Hause finden. Der damalige Präsident Kwame Nkrumah, der die „Gold Coast“ 1957 in die Unabhängigkeit führte, rechtfertigte das gewaltige Vorhaben mit zahlreichen Argumenten: Gesicherte Trinkwasserversorgung, verschiedene, vom Staudamm profitierende Wirtschaftszweige, Bewässerung, Fischerei, Transport und vor allem Stromerzeugung. 1961 wurde der erste Spatenstich vollzogen. Vier Jahre später waren alle drei Teilprojekte abgeschlossen: Der 135 Meter hohe, 670 Meter lange Staudamm nebst Kraftwerk in Akosombo, die große Aluminiumfabrik in Tema und der moderne Hochseehafen, ebenfalls in Tema. Außerdem kann sich Ghana nunmehr als stolzer Besitzer des größten künstlichen Stausees der Welt bezeichnen, der eine Fläche von 8500 Quadratkilometern aufweist und sich von Akosombo 400 Kilometer gen Norden erstreckt.

Seit den 60er Jahren ist der Voltastausee die einzige Energiequelle für das ganze Land. Der größte Teil, der mit Wasserkraft erzeugten Elektrizität, geht an die Aluminiumschmelze der „Volta Aluminium Company“ (VALCO), die von „Kaiser Aluminium“ aus den USA kontrolliert wird.

Ghana produziert sogar so viel Strom, dass jährlich noch 1060 Megawatt in die Nachbarländer Togo und Benin exportiert werden. Für Bares versteht sich. Dabei wird in Kauf genommen, dass der Bedarf im eigenen Land zu kurz kommt. So begann das Jahr 1998 mit einem Schock: Zwar hatten Experten seit Jahren vor den Folgen der übermäßigen Wasserentnahme aus dem Akosombo-Stausee gewarnt. Trotzdem trafen plötzliche Stromabschaltungen Regierung, Wirtschaft und Bevölkerung gleichermaßen überraschend. Die Stromproduktion musste drastisch reduziert werden, weil der Wasserstand des Sees einen bedrohlichen Tiefstand erreicht hatte. Die Versorgung deckte gerade noch 50 Prozent des Bedarfs. Die Energiekrise dauerte bis zur zweiten Jahreshälfte an.

Zwar ist die schlimmste Krise überwunden, trotzdem gehören Stromausfälle immer noch zur Tagesordnung. Die Industrie klagt, die Bevölkerung schimpft. Das einst als überdimensioniert beschimpfte Staudammprojekt erweist sich mittlerweile als unzureichend für das Land. Seit den 60er Jahren nahm Ghanas Energieverbrauch erheblich zu, der Bedarf wächst jährlich um etwa 13 Prozent. Das hängt einerseits mit der wachsenden Bevölkerung zusammen: Als der Staudamm im Januar 1966 eingeweiht wurde, zählte das Land nur sechs Millionen Einwohner, heute sind es mehr als dreimal so viele. Andererseits schlägt sich auch das Wetter auf die Energieversorgung nieder: El Nino ist dafür verantwortlich, dass der Voltastausee langsam austrocknet und nicht mehr genügend Wasser für die Stromerzeugung enthält.

Von Zukunftsträumen und der Realität

Zu Beginn des nächsten Jahrtausends will Ghanas Regierung einen langjährigen Traum verwirklichen: Die „Vision 2020“. Unter diesem Motto soll das Land in den kommenden zwanzig Jahren die Schwelle zur sogenannten „Middle-Income-Society“ überwinden. Doch bis dieses Ziel erreicht ist, muss noch ein weiter Weg zurückgelegt werden. Realistisch betrachtet, müsste das Wirtschaftswachstum die 8-Prozent-Marke jährlich übersteigen und die Exportwirtschaft müsste um 10-12 Prozent im Jahr anwachsen, mit einer Verdoppelungsrate alle 6-7 Jahre. Grundvoraussetzungen dafür sind, nach Auffassung verschiedener Wirtschaftswissenschaftler und Politiker, eine Diversifizierung der Waren und Leistungen, die die ghanaische Wirtschaft wettbewerbsfähiger machen soll, sowie der Zugang zu Technik und Bildung als zentrale Bedingungen, um Effektivität und Produktivität im Land anzukurbeln.

Bislang zeichnen sich jedoch andere entwicklungspolitische Prioritäten ab, die sich in der Ausgabenpolitik des Staates widerspiegeln: In Accra werden beispielsweise Schnellstraßen gebaut, während gleichzeitig tausende von Kleingewerbetreibenden durch die Zerstörung ihrer Kioske buchstäblich auf der Straße

stehen. Dazu passt, dass die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinanderklafft. Eine dünne Elite bereichert sich schamlos und die Masse der Bevölkerung wird immer ärmer. Während die spärlichen Einkommen breiter Bevölkerungsschichten weiter sinken, wird der Zugang zu Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen für die meisten Ghanaer immer unerschwinglicher. Allein die Tatsache, dass Ghanas Bevölkerungswachstum noch immer über drei Prozent beträgt, und die Einwohnerzahl im Jahre 2020 voraussichtlich auf 36 Millionen anwachsen wird, lässt die „Vision 2020“ unwirklich erscheinen.

Der Gedanke daran, wie die Nation in nicht allzu ferner Zukunft den Sprung aus der Kategorie der Entwicklungsländer bewerkstelligen soll, lässt mich insbesondere auf der Fahrt von der Küstenstadt Takoradi nach Accra nicht los. Eingepfercht in den übervollen Bus, der vom Standard der deutschen Pendants weit entfernt ist, starre ich aus dem offenen Fenster. Der Ausblick, der sich bietet, offenbart nicht gerade Vielversprechendes: Ohne Haltepunkte rauscht der Omnibus an den unscheinbaren Dörfern vorbei, die sich teils aus Lehmhütten, teils aus heruntergekommenen Bretterbuden zusammensetzen. Auch für die Menschen, die dort leben, gibt es keine Haltepunkte. Sie hausen in ärmsten Verhältnissen. Meist sind es Frauen, die an der Straße sitzen und geduldig darauf warten, dass sie durch den Verkauf von ein paar Eiern oder Broten etwas Geld mit nach Hause bringen. Hinter ihnen liegen auf dem aufgeweichten Boden am Wegrand immer wieder Wäschestücke zum Trocknen in der heißen Mittagssonne. Zwischendurch rennen ein paar abgemagerte Ziegen umher. Mir wird klarer denn je zuvor, dass die Maßstäbe der westeuropäischen, „heilen Welt“ hier keine Gültigkeit besitzen.

Wie soll es dieser arme westafrikanische Staat – dem es, wohl bemerkt, noch um einiges besser geht als seinen Nachbarn – schaffen, sein Gesicht zu verändern? Um die Hürde „Entwicklungsland“ zu passieren, müssen nicht nur der Lebensstandard und die Wohnsituation bei dem Gros der Bevölkerung verbessert werden, sondern geht es in erster Linie darum, das Bewusstsein der Menschen zu entwickeln – durch Bildung und Erziehung auf jeder Bevölkerungsebene.

Allein mit einer Strukturreformen ist dies offensichtlich nicht getan. Was haben 16 Jahre Strukturanpassung bewirkt? Die Darlehen riefen einen Kreislauf von noch höherer Zins- und Umweltbelastung, sowie größerer Armut hervor. Ghanas wichtigste, natürliche Ressourcen werden derart rücksichtslos ausgebeutet, dass sich ein baldiges Ende des tropischen Regenwaldes längst angekündigt hat.

Die Reform gleicht also eher der Quadratur des Kreises: Die umfangreichen Kredite, mit denen die Zahlungsunfähigkeit abgewendet wurde, haben die Schulden auf das Dreifache anwachsen lassen. Die Konsequenz: Wo die hohen Schuldenberge abgetragen werden müssen, produzieren der Staat und die Menschen vorwiegend für den Export statt ihre eigenen Lebensbedürfnisse abzusi-

chern. Falls der, von vielen Menschenrechtlern befürwortete, Schuldenerlass für die ärmsten Länder der Welt wirklich kommen sollte, führen die neu gebauten Straßen vielleicht irgendwann nicht mehr zu den Goldminen, sondern erreichen die Menschen in ihren abgelegenen Dörfern.

Natürlich lassen sich nach 16 Jahren Strukturanpassung auch Erfolgsgeschichten festhalten, von Menschen, die vom Aufschwung profitiert haben: Tropenholzhändler, Kakaoplantagenbesitzer, Beschäftigte im Goldbergbau. Doch die Fragen lauten: Wie viele sind es? Und wie viele leiden immer noch? Werden sich die Maßnahmen der Strukturanpassung eines Tages für alle Ghanaer rentieren? Was hat sich für die Masse der Bevölkerung verändert?

Die Bilanz: In den Krisenjahren vor 1983 herrschte eine große Knappheit. Damals, als das Land kurz vor dem Bankrott stand, waren Benzin, Seife, Stoff, buchstäblich alles zur Mangelware geworden. Die Reformen haben dazu geführt, dass die Geschäfte heute mit Waren gefüllt sind, die sich die meisten Menschen nicht leisten können. Die Grundschullehrerin Comfort bringt die Sache auf den Punkt: „Im Großen und Ganzen hat sich die Situation verbessert. Früher mussten die Menschen für etwas zu essen sehr lange anstehen – das war wie im Krieg. Viele bekamen gar nichts mehr ab, weil in den Läden einfach nicht genug vorrätig war. Heute gibt es wenigstens genug zu kaufen – wenn die Leute nur das nötige Kleingeld haben. Das große Problem ist jetzt die Armut“.

Medase

Meinen herzlichen Dank möchte ich an die Heinz-Kühn-Stiftung richten, die mir diesen ebenso wichtigen, wie interessanten Aufenthalt in Ghana ermöglicht hat. Insbesondere Frau Op de Hipt war als ständige und hilfreiche Ansprechpartnerin unentbehrlich. Ein ganz besonderes Dankeschön gilt auch den Mitarbeitern der Friedrich-Ebert-Stiftung in Ghana, in erster Linie Herrn und Frau Schellschmidt, die mich vor Ort bestens betreut haben und mir in jeder Situation tatkräftig zur Seite standen. Medase!